

Die fallende Frucht

Autor(en): **Reinhard, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **25 (1952-1953)**

Heft 7

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-850567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die fallende Frucht

Von Walter Reinhard

Mehr als einmal erscheint in der deutschen Lyrik das Motiv der fallenden Frucht. Aber jedesmal weist es andere Züge auf, ist das Fallen der Früchte unter anderen Umständen, in einem anderen landschaftlichen Rahmen erlebt worden. Und jedesmal leuchtet am Motiv eine andere Idee, eine andere weltanschauliche Erfahrung des Dichters auf — mag sie nun in ihm schon bereitgelegt und im Fallen der Früchte nur ihr natürliches Sinnbild gefunden haben, oder mag sie ihm erst am Erlebnis dieses Fallens als eine Art Offenbarung zuteil geworden sein.

Es ist eine reizvolle Aufgabe, diesen Erfahrungen an verschiedenen Texten nachzuspüren und dabei nicht nur auf den eigentlichen Gehalt des jeweiligen Gedichts zu stoßen, sondern auch einen Einblick in das Wesen des lyrischen Kunstwerks überhaupt zu gewinnen.

Wo könnte eine solche Betrachtung besser einsetzen als bei dem unvergleichlichen «Herbstbild» von *Friedrich Hebbel* (1813—1863).

Herbstbild

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

In diesem Gedicht verteilen sich Motiv und Idee, Erlebnis des Fallens und weltanschauliche Erfahrung an diesem Fallen, gleichmäßig auf die beiden Strophen, aus denen es besteht. Die erste beginnt mit einem Ausruf der Bewunderung, des Staunens, der Ergriffenheit:

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!

Aber dieses Staunen gilt nicht nur der allgemeinen Schönheit eines besonders strahlenden Herbsttages: seinem Glanz, seiner Milde, seinen kräftigen und doch gedämpften Farben. Vielmehr ist es — über all das hinaus — ein ganz bestimmtes Wunder, das den Dichter bewegt, und das er in solcher Eindringlichkeit noch nie hat schauen dürfen:

Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

Darin also liegt das Wunder, daß trotz der traumhaften Stille der Luft, dem Fehlen jeglichen Windes, der Reglosigkeit von Busch und Baum etwas Auffälliges geschieht: Daß bald da und bald dort eine Frucht sich vom Zweige löst und raschelnd zu Boden stürzt.

Die zweite Strophe bringt die Deutung dieses Wunders: Hier ist nicht diese oder jene äußere Gewalt, sondern die Natur selber am Werk. Hier hält sie ihre eigene Lese. Hier holt, was reif und süß und rund geworden ist, das Leben selbst vom übertollen Baume.

Das unaufhörliche gewaltlose Fallen im Glanz und in der Stille eines zauberhaft schönen Herbsttages ist also für den Dichter nicht bloß ein merkwürdiges Schauspiel, über das er sich wundert, und von dem er sich beeindruckt läßt, sondern kosmisches Geschehen, Wirken aus einem geheimen Grund heraus, und als solches der Ort, wo im Sichtbaren das Unsichtbare, im Diesseitigen das Jenseitige, im Zeitlichen das Ewige erscheint. Nicht umsonst spricht Hebbel von einer Feier.

Wo aber das Ewige sich zeigt, da ist nicht lärmige Geschäftigkeit am Platz, sondern Schweigen und ehrfürchtiges Verweilen. Darum hebt der Dichter mahnend die Hand, auf daß niemand am Mysterium vorbeigehe oder die Heiligkeit der Stunde durch lautes Wesen störe:

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Dem Motiv der fallenden Frucht begegnen wir auch bei *Stefan George* (1868—1933). Es findet sich in einem jener feierlichen Gedichte aus dem «Jahr der Seele», die durch jahreszeitliche Bilder hindurch menschliche Art und menschliches Schicksal darzustellen vermögen.

Wir schreiten auf und ab im reichen flitter
Des buchenganges beinah bis zum tore
Und sehen außen in dem feld vom gitter
Den mandelbaum zum zweitenmal im flore.

Wir suchen nach den schattenfreien bänken
Dort wo uns niemals fremde stimmen scheuchten.
In träumen unsre arme sich verschränken.
Wir laben uns am langen milden leuchten.

Wir fühlen dankbar wie zu leisem brausen
Von wipfeln strahlenspuren auf uns tropfen
Und blicken nur und horchen wenn in pausen
Die reifen früchte an den boden klopfen.

Stefan George sieht sich keinem Wunder gegenüber, und die Kraft, die ihn beseelt, ist nicht das Pathos des Staunens, sondern das Hochgefühl gemeinsamen Genießens. Denn nicht *allein* erlebt er den Herbst, sondern in der Gemeinschaft eines geliebten und empfänglichen Menschen, mit dem er alles Schöne teilt. Freilich tritt dieser Gefährte nirgendwo aus seiner Verborgenheit heraus. Wir erfahren nicht einmal, ist er ein Mann oder eine Frau — etwa einer jener hochgesinnten Freunde aus dem Kreis der «Blätter für die Kunst», oder die tröstende Beschirmerin auf manchem meiner Pfade», der George seinen Gedichtband zugeeignet hat. Genug — der Dichter sagt «Wir» statt «Ich» und meint damit ein höchst bestimmtes, durchaus persönliches «Ich und Du». Er kann ja — zunächst wenigstens — gar kein anderes meinen, jedenfalls nicht das allgemeine «Wir» des Menschen überhaupt. Man ersetze nur einmal in der ersten Strophe das konkrete «Wir» durch den abstrakten Ausdruck «Wir Menschen», und man wird bald gewahr werden, wie wenig er zu den ganz persönlichen Aussagen des Dichters paßt.

Im Glück gemeinsamen Genießens also erhebt George seine Stimme, um auszusprechen, was dieses «Wir» im herbstlichen Gelände tut: Wir schreiten. Wir suchen. Wir träumen. — Wir fühlen. Wir laben uns. Wir blicken auf.

Wie das «Wir», zu dem es gehört, so ist auch dieses Tun höchst persönlicher Natur, und persönlich, d. h. wirklich und einmalig, ist auch die Landschaft, ist der herrschaftliche Park, in dem es sich vollzieht. Ja, genau besehen, liegt es gerade an der Wirklichkeit und Besonderheit dieser Landschaft, daß uns mit jenem «Wir» auch dessen Verhalten als ganz persönliches Tun erscheint. Da gibt es eine Buchenhalle, die in ihrer schimmernden Pracht das Herz der Dahinschreitenden erhebt, und einen Mandelbaum vor dem Tore, der — o Wunder! — nach einem heißen Sommer und vielen milden Herbsttagen zum zweitenmal in Blüte steht. Der Park als ganzes aber ist für die beiden Wanderer weder Neuland noch Fremde, sondern geliebter Hort und Zufluchtsort, suchen sie doch nach den schattenfreien Bänken, «dort, wo uns niemals fremde stimmen scheuchten».

So scheint denn George in seinem Gedicht nichts anderes darzustellen als das persönliche Verhalten zweier bestimmter Menschen in einem bestimmten Park der Welt. Und doch haben seine Aussagen bei allem Persönlichen etwas Überpersönliches, bei allem Zufälligen und Einmaligen etwas allgemein Menschliches an sich. Das hochgemute Dahinschreiten in der Pracht herbstlicher Bäume, das Aufsuchen der schattenfreien Bänke, das behagliche Genießen des langen, milden Leuchtens, das stille Vor-sich-hin-Träumen wie endlich das erstaunte Aufhorchen und Umherblicken sind menschliches Verhalten überhaupt.

Durch das persönliche, konkrete «Wir», das hier etwas über sich aussagt, schimmert also doch das umfassende «Wir» im Sinne von «Wir Menschen» durch. Darin aber liegt das Besondere an Stefan George, das, was ihn von Friedrich Hebbel unterscheidet: Er entdeckt den *Menschen* und nicht die Natur, entdeckt jenes zeitweilige erstaunte Aufhorchen, und nicht das Fallen der Früchte, durch das es veranlaßt ist. Oder besser: Er entdeckt den Menschen in der Natur, entdeckt sein Verhalten im Herbst, und so kann er ihn auch nicht darstellen, ohne die Jahreszeit mitdarzustellen, in der er sich bewegt. Er entdeckt oder erfährt aber den Menschen dort, wo er allein seiner innwerden kann: an sich selbst: Und er *darf* ihn erfahren, weil die Gewalt der Erscheinungen in ihm ein Gegengewicht gefunden hat im Hochgefühl gemeinsamen Genießens, dem auch die Pfade und die Ruheplätze heilig sind, und mit ihnen das Wandeln und Ruhen, das Träumen und Aufhorchen selbst.

Damit ist indessen noch nicht alles gesagt. Denn Stefan George entdeckt den Menschen noch in einem ganz anderen Sinne: In jenem Sinne nämlich, der es rechtfertigt, von einem Entdecken zu sprechen, und von dem zugleich behauptet werden darf, daß er die Idee dieses Gedichtes ausmache.

Die Idee zeigt sich am Motiv. Motiv ist das Fallen der Früchte. Nur beschäftigt den Dichter nicht dieses Fallen selbst, sondern das Aufhorchen und Umherblicken, zu dem es Anlaß gibt. Mit diesem Aufhorchen aber hat es seine besondere Bewandtnis. Zunächst tritt es einfach als neuer und letzter Akt zu allen andern hinzu, deren sich George im Glück gemeinsamen Genießens bewußt geworden ist. Je mehr wir aber auf die Lebensstimmung achten, die an diesen Akten fühlbar wird, desto mehr erkennen wir das Aufhorchen als den magnetischen Pol, auf den sie alle ausgerichtet sind. Alles Verhalten, das ihm vorausgeht, trägt nämlich den Stempel der Sicherheit, der Ahnungslosigkeit, der ungetrübten, von keinem Zeit-

bewußtsein gestörten Daseinsfreude. Darum bezieht sich das Aufhorchen nicht nur auf das Sinnen und Träumen, das seine eigentliche Voraussetzung bildet, sondern auch auf das hochgemute Auf-und-ab-Schreiten im Königsglanz der Buchenhalle, das behagliche Genießen des langen, milden Leuchtens und das dankbare Fühlen, «wie zu leisem brausen von wipfeln strahlenspuren auf uns tropfen». So betrachtet, enthält das Gedicht nur eine einzige Aussage: Wir horchen auf, vom Fallen der reifen Früchte aus unserer Ruhe aufgeschreckt — aus der Ruhe und Sicherheit nämlich, mit der wir uns im herbstlichen Gelände bewegen.

Damit geschieht es noch einmal, daß am konkreten, persönlichen «Wir», das nur den Dichter und seinen Begleiter umfaßt, jenes allgemeine «Wir» im Sinne von «Wir Menschen» durchschimmert: Wir Menschen horchen auf, vom Fallen der reifen Früchte aus unserer Ruhe aufgeschreckt. Wieder also wird am Verhalten zweier bestimmter Menschen das Verhalten des Menschen überhaupt gezeigt, aber nun nicht mehr sein Verhalten in der herbstlichen Natur, sondern in der Herbstlandschaft seines eigenen Lebens. Auch in ihr können wir stolz und sicher auf und nieder wandeln, uns an der herbstlich milden Sonne laben und dankbar den Strahlenspuren stillehalten, die unser Haupt vergolden wollen, auch in ihr beschaulich rasten und sinnend in die Ferne blicken. Ja, es kann geschehen, daß wir — gleich dem Mandelbaum vor dem Tore — nach einem heißen Sommer und vielen milden Septembertagen noch einmal blühen dürfen und dann in unserm Glück, unserer Rüstigkeit und Lebensfreude erst recht nicht merken, daß es Herbst geworden ist, bis uns das Fallen der reifen Früchte um uns her aufhorchen und erstaunt oder erschreckt umherblicken läßt. Freilich sind es nun andere Früchte, deren Fallen wir vernehmen, und das Aufhorchen hat sich aus einem äußeren in ein inneres, geistiges verwandelt.

Das dritte Gedicht, dem das Motiv der fallenden Frucht zugrunde liegt, stammt von *Kurt Leuthard*, einem jungen Schweizer Lyriker (geb. 1919), und steht in seinem Versbändchen «Am Fenster der Welt»:

Spätherbstnacht

Es läutet mir im Ohr die stumme Nacht
als ob das All wie eine Glocke schlüge,
und naßkalt streifen mich die Atemzüge
des Todes, der die Bäume schauern macht.

Da wird das Schweigen flüchtig unterbrochen,
durchstürztes Blattwerk raschelt, und im Gras
prallt dumpf ein Apfel auf, den keiner las . . .
Und sanfter fühl ich meine Pulse pochen.

Und wieder läutet nur die große Stille,
vor der jedwedes Ding so niedrig ist.
Und wundersam berührt mein Herz der Wille,
der Welten baut und keine Frucht vergißt.

Hier erscheint das Motiv in der zweiten, die Idee in den zwei letzten Zeilen der dritten Strophe. Nun gibt es aber, wie eingangs angedeutet, kein Motiv, das nicht eingebettet wäre in ein Erlebnis, und zwar in ein Erlebnis, das von Dichter zu Dichter andere Züge trägt. Nur so ist es möglich, daß am gleichen Motiv immer wieder eine andere Idee, eine andere Lebenserfahrung oder religiöse Gewißheit aufleuchten darf. Dieses Erlebnis wird hier in der ersten und zweiten Strophe ausgesprochen und unterscheidet sich von allem, was wir bis jetzt vernommen haben. Als Ganzes aber gleicht das Gedicht dem «Herbstbild» von Hebbel, von dem her es leicht verstanden werden kann.

Wie Hebbel, so ist Kurt Leuthard ganz der Natur und dem Geschehen des Fallens zugekehrt; aber die Umstände, unter denen er es erlebt, haben sich geändert. Der strahlende Septembertag ist der naßkalten Spätherbstnacht gewichen, und der Dichter spürt anstelle milden Glanzes die «Atemzüge des Todes, der die Bäume schauern macht». Wieder ist es ganz still und dazu so dunkel, daß nicht dieser oder jener Gegenstand sich meldet, sondern das unermeßliche und unheimliche All selbst:

Es läutet mir im Ohr die stumme Nacht
als ob das All wie eine Glocke schlüge.

Da befällt den Dichter eine große Angst — jene Angst, die immer über den Menschen kommt, wenn er sich der Unermeßlichkeit des Alls gegenüber sieht und sich als das winzige, wenn auch vorausschauende Wesen, das er ist, von der Macht des Todes bedroht fühlt. Aber nun geschieht es, daß raschelnd ein Apfel das Blattwerk durchstürzt und mit dumpfem Laut ins Gras fällt — ein einsamer Apfel, «den keiner las».

Man möchte meinen, daß der Dichter nun erst recht erschrickt und noch mehr als zuvor der eigenen Nichtigkeit und Vergänglichkeit bewußt wird. Doch das Gegenteil tritt ein: Seine Pulse pochen sanfter. Die Angst löst sich und macht dem Gefühl einer tiefen Geborgenheit Platz. Zwar hört er auch jetzt noch die große Stille läuten, «vor der jedwedes Ding so niedrig ist». Aber sie vermag ihm nichts mehr anzuhaben, denn nun hat er im Fallen des Apfels, «den keiner las», auch das Walten einer andern Macht gespürt. Nun ist ihm jener Wille begegnet, dem auch das All gehorchen muß, jener Wille also, der sich mit dem Größten befaßt und doch — o tröstliche Gewißheit — darüber auch das Kleinste nicht vergißt.